

OLIVER SCHERZ

BEN.



THIENEMANN

ILLUSTRIERT VON ANNETTE SWOBODA

Buchinfo

Ben ist Indianer, Nachtangler und U-Boot-Fahrer. Und sein bester Freund, die Schildkröte Herr Sowa, ist immer an seiner Seite. Ob sie heimlich das Baumhaus von Bens großem Bruder für sich erobern oder am Bach austesten, ob Herr Sowa nicht doch auch schnell sein kann – eine Welt voller Abenteuer wartet auf sie!

Einen Trailer zum Buch gibt es auf: www.thienemann.de



Autorenvita



© privat

Oliver Scherz, geboren 1974 in Essen, ist Schauspieler, Cutter und Kinderbuchautor. Er möchte Kinder und Erwachsene gleichermaßen mit seinen Geschichten berühren. Das Vorlesen ist ein wichtiges Ereignis für die ganze Familie, findet er. Und ein gutes Kinderbuch kennt kein Höchstlesealter.

Oliver Scherz lebt mit seiner Frau und seinen beiden Kindern in Berlin.

www.oliverscherz-autor.de

OLIVER SCHERZ

BEN.



ILLUSTRIERT VON
ANNETTE SWOBODA

Thienemann

Für Hade und Wolfgang, meine Eltern

Herr Sowa und ich tauchen ab



Heute hat Herr Sowa Geburtstag. Herr Sowa ist meine Schildkröte. Genau vor einem Jahr habe ich ihn freigekauft. Aus unserer Zoohandlung. Er ist fast so groß wie meine Hand. Er hat kleine Falten am Hals und seine Augen gucken weise. Wirklich weise verhält er sich trotzdem nie. Und wie alt er ist, weiß keiner. Ich hätte auch einen Hasen haben können. Aber ein Hase hat immer Angst und läuft weg. Eine Schildkröte nicht. Herr Sowa bleibt bei mir. Wir sind viel zusammen unterwegs.

Mein Bruder glaubt, dass eine Schildkröte nichts kann. Aber mein Bruder glaubt auch, dass ich fürs Seifenkistenfahren zu klein bin. Dabei haben Herr Sowa und ich längst in seiner Seifenkiste gesessen und sind heimlich in der Garage um die Welt gefahren.

Heute darf Herr Sowa in die Badewanne. So lange, wie er will. Es sind Ferien. Die letzten vor der Schule. Und wir haben Zeit.

Herr Sowa liebt das Baden. Die Badewanne ist für ihn das Meer und ich bin sein Wellenmacher. Ich bin schon in Unterhose und habe meine Taucherbrille aufgesetzt. Ich drehe den Wasserhahn auf und schüttele den ganzen Rest des Badeschaums aus der Flasche in die Wanne. Weil Geburtstag ist.

»Jetzt holen wir dir noch Gäste«, sage ich zu Herrn Sowa. Ein Geburtstag ohne Gäste ist kein Geburtstag.

Zum Fluss kann ich auch in Unterhose. Er fließt ja direkt hinterm Haus und außerdem ist Sommer. An einer Stelle hat der Fluss eine Delle. Da dümpeln winzige Fische im ruhigen Wasser. Aber wenn ich still wie ein Storch über ihnen stehe und meine Hand nach unten schießen lasse, flitzen sie jedes Mal weg.

Am Ende tunke ich einfach den Frischhaltebeutel unter Wasser. Es dauert zwar eine Ewigkeit, bis sich ein paar Fische hineinwagen, doch dann ist es endlich so weit.

Ich halte den Beutel gegen die Sonne: »Wir haben zwei Gäste, Herr Sowa!«, rufe ich und knote den Beutel schnell zu.



Als wir wieder im Haus sind und die Treppe zum Bad hinauflaufen, tropft es oben von den Stufen. Ich muss an den letzten Herbst denken. Da hatten wir einen Riss in der Decke und der Regen kam einfach ins Haus. Aber heute scheint ja die Sonne, fällt mir ein.

Und dann renne ich zum Bad und reiße die Tür auf. Das Wasser schwappt mir über die Füße und das Bad ist voller Schaum. Er reicht mir bis zum Bauchnabel. Ich rücke mir schnell die Taucherbrille zurecht und tauche im Schaum zum Wasserhahn.

»Wasser gestoppt!«, schreie ich Herrn Sowa zu.

Dann glitsche ich durchs Bad. Ich weiß gar nicht, wo ich mit der Rettung überhaupt anfangen soll.

Schnell wie der Wind schaufele und puste ich die Schaumwolken aus dem Fenster. Dann hole ich alle Handtücher aus dem Schrank und werfe sie auf den Boden. Wirklich trocken machen sie ihn nicht. Also kippe ich den Wäschekorb aus und lasse die Hemden und Pullover und Strümpfe das übrige Wasser auftrinken.

Aus meinem Zimmer hole ich meine Bettdecke und die dicksten Stofftiere. Mit denen wische ich auf der Treppe und im Flur den Rest der Flutwelle auf. Dann schiebe ich alles im Bad zu einem nassen Haufen zusammen und schalte den Föhn auf vollste Stufe. Ich frage mich, ob das Trocknen noch klappt, bis meine Mutter zurückkommt. Immer wieder schalte ich den Föhn aus und horche zur Haustür. Und dann geht sie tatsächlich auf.

»Ich bin wieder da!«, ruft meine Mutter ins Haus.

Der Haufen ist so nass wie vorher und läuft an allen Seiten aus. Ich versuche mit Händen und Füßen, das Wasser zurückzuschieben. Aber es kommt jedes Mal zurück.

»Herr Sowa, wir tauchen lieber ab«, sage ich außer Atem.

Ich klettere mit ihm in den Wäschekorb. Der Wäschekorb ist unser U-Boot. Wir ziehen die Köpfe ein und den Deckel fest über uns zu.

»Mach dich schwer, Herr Sowa«, sage ich. Und schon sinken wir.

Wenn man in einem U-Boot abtaucht, wird alles um einen herum immer dunkler. Weil der Sonne das Wasser zu kalt ist und sie lieber draußen bleibt. Mein Vater sagt, dass es nirgendwo so dunkel ist wie unten im Meer. Nicht einmal in unserem Keller. Und das ist gut so. Niemand soll uns entdecken.

Wir kommen gerade rechtzeitig am Meeresboden an, da fliegt die Badezimmertür auf.

Für einen Moment ist alles still. Ein bisschen hoffe ich, dass es für immer so still bleibt. Aber dann gibt es doch noch den Schrei. Der dringt bis zu uns auf den Meeresboden.

»BEN?!«

Ben, das bin ich.

Ich zucke vor Schreck zusammen. Und das ist der Fehler. Das U-Boot zuckt nämlich mit.

»BEN, bist du da drinnen?«, schreit meine Mutter.

Zum Glück liegt ein ganzes Meer zwischen uns. Ich halte den Deckel trotzdem von innen fest.

»Bei drei bist du draußen, Ben«, wird mir befohlen.

Meine Mutter versteht eben nichts von U-Booten. Ich sitze hier ja nicht in einer Rakete, die nach oben schießt, wenn man fertig gezählt hat. Ein U-Boot darf nur ganz langsam auftauchen. Wenn überhaupt. Sonst platzt es.

»EINS ...«

Herr Sowa, was machen wir jetzt? Ich könnte Herrn Sowa durch den Handgriff des Korbs wie durch einen Hinterausgang nach draußen schieben. Dann wäre wenigstens *er* gerettet.

»ZWEI ...«

Oder wir bleiben sitzen, bis uns ein Wal verschluckt. Dann würde uns meine Mutter vermissen, statt sauer auf uns zu sein.

»UND DIE LETZTE ZAHL HEISST DREI!«

Ich hole ganz tief Luft und schieße mit meinem Kopf durch den U-Boot-Deckel nach oben wie ein Torpedo. Dann stehe ich kerzengerade im Wäschekorb. Meine Taucherbrille ist beschlagen. Ich kann meine Mutter kaum sehen. Zum Glück. Herr Sowa hat sich verkrochen. Ich habe nur noch seinen kleinen Panzer in der Hand.



»Was hast du dir dabei gedacht?!«, fragt meine Mutter und zeigt auf alles gleichzeitig: den auslaufenden Haufen, die Badewanne und die vielen Reste vom Schaum.

Da platzt es aus mir heraus: »Herr Sowa hat Geburtstag! Ich habe ihm Gäste geholt und als ich zurückgekommen bin, gab es plötzlich überall Wolken und Wasser! Ich kann doch auch nichts dafür, dass die Fische so glitschig sind und nicht sofort in den Beutel wollten!«

Ich wische den Nebel von meiner Taucherbrille und gucke meine Mutter an. Sie sieht nicht aus, als würde sie mich verstehen.

»Wo hast du bloß deinen Kopf?!«, fragt sie.

Das weiß ich manchmal auch nicht. Beim Abendessen, zum Beispiel. Da ist mein Kopf fast nie am Tisch, sondern irgendwo sonst auf der Welt, bis meine Mutter mir die volle Gabel in den Mund schiebt.

»Das hängst du jetzt alles im Garten auf!«, sagt sie und zerrt mich aus dem Korb.

Der Nachmittag ist verloren. Ich stehe nur im Garten und klemme eine Wäscheklammer nach der anderen auf die Leine. Und an der Leine hängt dann der Beweis für meine Schuld. Für alle gut sichtbar, in einer langen Reihe: Handtücher, Hosen, Pullover, meine Bettdecke, Papas Hemden und hinten mein triefender Bär.



Als endlich auch alle Socken hängen, lasse ich die Geburtstagsgäste im Fluss wieder frei. Die haben auch genug vom Feiern. Wie ich.

»Bei deinem nächsten Geburtstag machen wir etwas Trockenes. Auch wenn du eine Wasserschildkröte bist«, sage ich zu Herrn Sowa und lasse mich auf die Wiese fallen.



Wenn mein Bruder Staudämme baut ...

Wenn mein Bruder mit Paul unterwegs ist, störe ich eigentlich immer. Wenn sie zum Beispiel einen Staudamm bauen oder ein Floß. Dann wird meine Hilfe nicht gebraucht. Meine Hilfe verschlimmert nur alles, behauptet mein Bruder. Heute ist er mit Paul am Fluss.

Deshalb habe ich Herrn Sowa in meine Jackentasche gesteckt und bin mit ihm ans Ende unserer Straße gelaufen und in den Wald hinein. Bis zum Baumhaus.

Früher hat das Baumhaus einem Jäger gehört. Der hat echte Tiere erschossen mit einem echten Gewehr, erzählt Alex, also mein Bruder. Jetzt gehört das Baumhaus ihm. Der Zutritt ist strengstens verboten. Aber Alex ist am Fluss, also kann ich ihn hier nicht stören. Und irgendwo muss ich *auch* sein dürfen, wenn ich schon nirgendwo mit hinkommen darf.

Die Leiter ist für lange Beine gemacht. Das ist mir egal. Ich bin noch nicht lang, dafür aber leicht. Ich komme fast überall hoch und bin auch hier ziemlich schnell oben.



Als ich das Baumhaus betrete, fühle ich mich ganz verboten.

Ich hole Herrn Sowa aus der Tasche. »Guck mal, Herr Sowa«, sage ich, »hier dürfen wir eigentlich gar nicht sein.«

Herr Sowa schaut sich vorsichtig um. Alex' Plastikgewehr lehnt an einer Wand. Und in die Wand sind lauter Zeichen und Tiere eingeritzt. Vielleicht haben hier früher einmal Indianer gewohnt. Vor Alex und dem Jäger.

Ich setze mich auf ein Stück Baumstamm, das vor einem Tisch steht wie ein Stuhl. Hier sitzt mein Bruder sicher sonst. Mit Paul. Oder mit seinem Buchstabenbuch ohne Bilder. Das liegt auf dem Tisch. Ich blättere ein bisschen darin. Lesen kann ich noch nicht. Ich kenne nur die Buchstaben aus meinem Namen. B, E, N, J, A, M, I, N. So viele Buchstaben wie im Buch werden niemals in meinen Kopf passen, glaube ich. In Alex' Kopf passen sie aber. Ich stelle mir vor, wie er im Baumhaus sitzt und liest. Das Buch erzählt ihm vielleicht eine Geschichte über Indianer und Kojoten. Und sein Gewehr steht dabei neben ihm. Falls ein Bär kommt oder ein Wolf.

Manchmal bewundere ich meinen Bruder. Eigentlich ziemlich oft. Meistens aber von Weitem. Wenn ich zum Beispiel am See sitze und schon in mein Handtuch gewickelt bin. Dann sehe ich ihm dabei zu, wie er mit seinem Kopf voran von einem Felsen ins Wasser springt. Oder ich schaue mir das Foto an, auf dem er ein stolzer Cowboy ist, mit seinem Gewehr über der Schulter. Und jetzt, wo er am Fluss ist und ich in seinem Baumhaus sitze, möchte ich am liebsten wie Alex Bücher ohne Bilder lesen und meinen Namen mit einem Messer in die Wände ritzen oder Bären und Wölfe jagen.

Ich suche Herrn Sowa. Er ist unter den Tisch gekrochen und hat Alex' Fernglas entdeckt.



Ich nehme das Fernglas und gucke damit aus dem Fenster wie ein Jäger.

»Herr Sowa, die Welt ist groß!«, rufe ich.

Ich kann Eichhörnchen sehen. Und einen Vogel mit rotem Bauch. Und dann ... dann sehe ich plötzlich Alex und Paul. Sie kommen mir so nah vor, als wären sie direkt vor mir. Das Fernglas fällt mir fast aus der Hand.

»Herr Sowa!!«, flüstere ich und ducke mich.

Ich höre schon das Laub rascheln. Die Leiter kann ich nicht mehr hinunter. Aus dem Fenster kann ich auch nicht springen. Und wie ich auf das Dach kommen soll, weiß ich nicht. Ich schaffe es gerade eben noch, ganz hinten unter den Tisch zu kriechen, da kommen Alex und Paul schon herein.

Sie reden etwas Kluges über Staudämme und lachen zusammen. Dann entdecken sie Herrn Sowa. Ich habe ihn auf dem Boden vergessen. Da krabbelt er herum, als wäre das Baumhaus sein Zuhause.

»Och neee«, sagt Alex und beugt sich zu Herrn Sowa herunter. Jetzt sieht er auch mich unter dem Tisch. »Was machst denn du hier? Das Baumhaus ist für dich verboten!«, ruft er.

»Ich bin nur zufällig hier«, sage ich. Wie soll ich meinem Bruder erklären, dass ich ihn bloß ein bisschen bewundert habe?

»Du bist immer da, wo wir gerade sind«, sagt Paul, obwohl ich heute gar nicht bei ihnen am Fluss war.

Trotzdem nickt Alex Paul zu. Wenn er mit Paul zusammen ist, ist er ganz anders als sonst. Dann tut er so, als könnte er nicht viel mit mir anfangen. Dabei bin ich *auch* oft sein Partner. Beim Budenbauen oder wenn er mich auf die Schultern nimmt, damit ich eine Schnake von seiner Zimmerdecke hole.

»Lass uns mal in Ruhe«, sagt Paul.

Aber ich finde, dass mein Bruder auch mir gehört. Deshalb schlage ich vor, dass ich Tannenzapfen heraufhole und wir dann mit ihnen auf Baumstämme werfen.

»Nee, wir schießen jetzt mit dem Gewehr«, sagt Alex, »und dafür bist du zu klein.«

»Ich könnte für euch durchs Fernglas gucken und euch zeigen, wo ein Bär ist«, schlage ich vor.

Aber Alex nimmt mir das Fernglas aus der Hand und legt Herrn Sowa dafür hinein. »Macht ihr was Schönes zusammen«, sagt er wie meine Mutter, wenn sie Alex und mich nicht mehr bei sich haben will. Und mir bleibt nichts anderes übrig, als mich die Leiter nach unten zu hangeln.

»Danke, Herr Sowa«, sage ich wütend, weil ich finde, dass er mich verraten hat. Ich stecke ihn in meine Tasche und mache den Reißverschluss ganz zu.

Dann laufe ich durch den Wald zurück und trete das Laub vor Wut. Manchmal drehe ich mich nach hinten um. Vielleicht sieht Alex ja durchs Fernglas, wie wütend ich gerade bin.

Zu Hause fragt mich meine Mutter, warum ich nichts mache und nur still auf dem Sofa sitze.

»Ich darf halt nichts machen«, sage ich. »Fürs Staudammbauen bin ich zu schlecht und fürs Schießen zu klein. Und außerdem braucht Alex mich nicht mehr. Er hat ja Paul.«

Meine Mutter meint, dass jeder auch mal seine eigenen Dinge machen muss. Ich würde auch nicht immer etwas mit Herrn Sowa unternehmen.

Das stimmt. Im Moment könnte ich Herrn Sowa sogar am Fluss aussetzen. Nicht wirklich, aber fast. Weil er sich vorhin nicht unter dem Tisch versteckt hat. Und außerdem ist er oft ungeschickt. Er schafft es manchmal sogar nicht, alleine in seinem Glashaus auf seinen Stein zu klettern. Und trotzdem weiß ich eines genau: Er gehört für immer zu mir. Und würde er verschwinden, könnte ich nicht mehr schlafen. Ich hole Herrn Sowa schnell aus der Tasche. Er hat seinen Kopf im Panzer versteckt und ich gucke mit einem Auge zu ihm hinein.

»Ich habe dich trotzdem lieb, Herr Sowa«, flüstere ich und streichele ihm über den Rücken.

Am Abend ist mein Bruder wieder wie sonst. Er stößt mich beim Essen mit seinem Ellenbogen an und sagt, dass er für morgen einen großartigen Plan für uns beide hat. Ich muss sofort nicken. Schon mag ich meinen Bruder wieder. Dagegen kann ich gar nichts tun. Und eigentlich mag er mich auch. Jetzt bin ich mir wieder fast sicher.

Nachtangeln



Manchmal gehen meine Eltern abends weg. Ich liege dann schon im Bett. So ist das auch heute. Sie beugen sich zu mir herunter und geben mir einen Gute-Nacht-Kuss. Mein Vater riecht nach rasiertem Bart. Meine Mutter wie eine Blume. Ihre Augen sind mit Buntstiften bemalt und ihre Lippen hellrot. Sie hält meine linke Hand, mein Vater meine rechte.

Ich will meine Eltern gar nicht loslassen. Ihre Hände fühlen sich warm an. Aber mein Bruder wartet auf mich und meine Füße kribbeln schon. Also lasse ich sie doch los.

»Alex passt auf dich auf«, sagt mein Vater. Und ich nicke.

Es dauert ein bisschen, dann geht die Haustür unten zu und unser Auto fährt weg. Ich finde es komisch, wenn unser Auto abends ohne mich wegfährt. Dann denke ich, dass es vielleicht nicht zurückkommt. Dass es mit meinen Eltern immer nur geradeaus fährt. Immer weiter. Auf die andere Seite der Erde.

Bevor ich länger darüber nachdenken kann, klopft mein Bruder dreimal an die Wand. Das ist das Zeichen. Ich darf aufstehen! Ich klopfe dreimal

kräftig zurück.

Ich treffe meinen Bruder auf dem Flur. Alex ist gar nicht im Schlafanzug. Obwohl er das eigentlich sein muss, wenn unsere Eltern weggehen. Licht aus hat er um neun. Ich um acht. Er sieht aber aus, als hätte er noch etwas vor. Er hat sich die Haare mit Wasser nach hinten gekämmt und seine Turnschuhe an. Er fragt mich, was wir trinken wollen, obwohl meine Zähne längst geputzt sind.

»Cola?«, schlägt Alex vor.

»Darf ich nicht«, sage ich.

»Heute gibt es kein Nichts-dürfen«, erklärt mir mein Bruder.

Ich finde ihn wieder besonders toll. Ich renne schnell ins Bad und kämme mir auch die Haare nach hinten.

In der Küche machen wir Lagebesprechung. Wir trinken Cola und es gibt Eis mit Pudding. Zum Nachtschisch teilen wir uns Schokolade.

»Ich fände Fernsehgucken gut«, schlage ich vor.

Mein Bruder meint, dass Fernsehgucken nicht verboten genug ist. Er sagt, dass wir rausgehen. Mit seiner neuen Taschenlampe. Nach draußen gehen – das ist noch weiter weg vom Bett, als in der Küche sitzen oder vorm Fernseher.

»Und was machen wir draußen?«, frage ich.

»Nachtangeln«, sagt Alex.

Er stößt seine Coladose an meine und nickt mir wichtig zu. Er fragt mich, ob ich den Plan gut finde. Er nimmt mich ziemlich ernst heute Abend. Das finde ich so gut, dass ich auch den Plan gut finde.

Alex holt Papas Angel aus dem Keller und ich ziehe mir Gummistiefel an.

»Wo gehen wir denn angeln?«, frage ich.

»Bei Peters«, sagt Alex. Peters sind unsere Nachbarn.

»Und wenn die das nicht wollen?«, frage ich.

Da guckt mich Alex nur an, als wäre ich wieder besonders klein. Und dann zeigt er auch noch auf Herrn Sowa, der aus meiner Tasche guckt.

»Der da bleibt übrigens hier«, sagt Alex. Nur weil er Herrn Sowa nicht mag.

»Aber er könnte vielleicht Wache halten«, schlage ich vor.

»Beeeeeeheeeeen ...« So zieht Alex meinen Namen immer in die Länge, wenn er langsam die Lust an mir verliert.

Und deshalb lege ich Herrn Sowa lieber schnell auf dem Küchentisch ab und bin der Erste, der in unseren Garten läuft und durch die Hecke hindurch hinüber zu Peters. Auch wenn ich überall hängen bleibe und mir lange Schrammen hole.

Peters' Teich ist kleiner als unsere Badewanne. Und zwei Fische wohnen darin. Die sehen aus wie Zwillinge. Nicht einmal Herr Peters kann sie voneinander unterscheiden. Sie heißen Joop und Hugo oder Hugo und Joop, hat er einmal gesagt.

»Und jetzt?«, frage ich, als wir vorm Teich stehen. Das frage ich meinen Bruder jedes Mal, wenn ich nicht weiterweiß. Mein Bruder weiß nämlich immer weiter. Ich mache dann oft das Gegenteil. Egal, was er sagt. Ich habe ja auch meine eigene Meinung. Aber heute sind wir richtige Partner.

»Wir müssen einen Wurm suchen«, erklärt Alex und ich finde einen im Blumenbeet.

Alex hängt ihn am Haken ins Wasser und dann passiert: nichts. Eigentlich hoffe ich, dass wir schnell fertig sind. Ich weiß nicht, wie wir das mit dem Angeln erklären sollen, falls Herr Peters uns entdeckt. Ich brauche ja gar keinen Fisch. Ich habe doch schon Herrn Sowa.

»Hier, anele du mal«, sagt Alex und ich nehme die Angel.

»Es passiert überhaupt nichts«, sage ich.

»Das ist beim Angeln immer so«, erklärt Alex. Und eigentlich weiß er ja alles.

Aber dann kommt alles doch ganz anders. Plötzlich zieht die Angelschnur meinen Arm nach unten und im selben Moment geht bei Peters das Licht an. Vor Schreck weiß ich nicht mehr weiter.

»Und jetzt?«, frage ich wieder.

»Rausziehen!«, zischt Alex.

Also ziehe ich an der Angel, bis der Fisch im Teich planscht wie ich in unserer Badewanne. Das ist ziemlich auffällig. Und das Licht von Peters' Wohnzimmer reicht bis zu uns in den Garten.

Als ich den Fisch ganz aus dem Wasser habe, steht Herr Peters plötzlich am Fenster. Alex und ich rennen um unser Leben. Und um das Leben von Joop oder Hugo. Wir zwängen uns durch die Hecke zurück und stolpern durch unseren Garten und in unser Wohnzimmer und in die Küche.

Alex wirft die Blumen aus Mamas Vase ins Waschbecken und holt den Haken aus Hugos oder Joops Mund. Dann lässt er den Fisch in den dicken Bauch der Vase plumpsen. Mitten ins Blumenwasser.



»Licht aus!«, ruft Alex und ich mache das Licht aus.

Durch die Hecke schimmert das helle Fenster, an dem Herr Peters immer noch steht. Vielleicht hat er ja gar nichts bemerkt, denke ich. Im Dunklen fühle ich mich wieder sicher.

»Wir sind Helden«, findet mein Bruder.

»Und jetzt?«, frage ich.

»Wir hauen ihn in die Pfanne«, sagt Alex. »Wenn man einen Fisch fängt, muss man ihn auch essen.«

Alex war schon oft mit Papa angeln. Er weiß sicher Bescheid. Aber Hugo oder Joop ist nicht irgendein Fisch.

»Er ist doch unser Nachbar!«, sage ich.

Alex findet, dass Fische keine richtigen Nachbarn sind und dass wir ihn salzen sollten, damit er nicht so nach Teich schmeckt. Aber wenn wir einen der Fische essen, bleibt der andere alleine zurück. Was soll Joop ohne Hugo machen oder Hugo ohne Joop? Er würde bestimmt traurig sein.

»Fische haben keine Gefühle«, meint Alex.

Jawohl haben Fische Gefühle. Das weiß ich ganz genau!

Das ist wie bei Herrn Sowa. Wenn ich ihn mit zum See nehme, ist er die glücklichste Schildkröte der Welt. Und wenn ich mal keine Zeit für ihn habe, kriecht er traurig unter den Stein.

»Wir müssen ihn zurückbringen«, sage ich.

Da verdreht Alex die Augen und stellt das Salz wieder in den Schrank.

»Das musst du dann aber alleine machen. Du hast ihn schließlich geangelt«, sagt er genervt.

Er läuft einfach ins Wohnzimmer und macht den Fernseher an.

Und jetzt?, frage ich mich. Den Fisch alleine zurückzubringen, ist eine ganz andere Sache, finde ich und esse erst mal den Rest Schokolade.

»Guck nicht so«, sage ich zu Joop oder Hugo.

Der sieht mich die ganze Zeit stumm an. Bis ich es nicht mehr aushalte. Zum Glück ist Herr Sowa auch noch da.

»Dann machen wir beide das eben zusammen«, sage ich zu ihm und hole Papas Anglermantel aus dem Keller. Ich verstecke mich mit der Vase und Herrn Sowa darunter und schleiche durchs Wohnzimmer in den Garten.



Ich schaue kurz unter dem Mantel hervor: Das Licht hinter dem Fenster ist aus und kein Herr Peters ist mehr zu sehen.

Als wir am Teich ankommen, schütte ich Joop oder Hugo schnell zurück zu seinem Freund.

»Da habt ihr euch wieder«, flüstere ich.

Die Freude ist so groß, dass die Flossen durchs Wasser spritzen.

Jetzt bin ich wirklich ein Held, auch wenn ich überall zittere.

Als meine Eltern endlich zurückkommen, liege ich noch wach im Bett. Ihr Auto ist nicht geradeaus gefahren, auf die andere Seite der Erde. Als sie meine Tür öffnen und nach mir schauen, stelle ich mich schlafend. Das ist nicht einfach, weil ich so froh bin, sie zurückzuhaben. Ich glaube, genauso sehr freuen sich Joop und Hugo, wieder zusammen zu sein.

Ein Indianer kennt keinen Schmerz



An Tagen wie heute bin ich nicht gerne Ben. Da bin ich lieber ein Indianer. Ich hole mein Indianerkostüm und die schwarzen Haare unter meinem Bett hervor und verwandele mich blitzschnell. Dann schaue ich auf den Glaskasten, in dem Herr Sowa wohnt. Ich kann mich darin spiegeln. Ich finde, ich sehe echt aus. Herr Sowa findet das auch und zieht vor Schreck den Kopf ein.

Als Indianer guckt man stolz und ernst. Man kneift die Augen zusammen, als würde man einen Adler am Himmel beobachten. Und man zieht die Mundwinkel nach unten. Weil das Indianerleben schwer ist. Ich senke meinen Indianerblick und lasse meine Hose runter. Dann schaue ich auf den roten Punkt, der links auf meinem Po leuchtet.

»Siehst du, Herr Sowa«, sage ich, »hier bin ich getroffen worden.« Ich zucke aber nicht mit der Wimper, während ich auf den Punkt zeige. Ich mache keinen Mucks. Ein Indianer kennt keinen Schmerz. Das sagen alle.

»Das tut nicht weh!«, hat meine Mutter beim Mediziner behauptet.
»Das ist nicht schlimm!«, hat sie gesagt. Das heißt eigentlich immer, dass es schlimm ist.

Ich habe gehofft, dass der Mediziner sich nur die Schrammen von Peters' Hecke auf meinem Arm anschaut. Aber die hat er gar nicht beachtet. Als Erstes hat er mit seinem Hörgerät in mich hineingehört. Das habe ich noch nie gemocht. Ich habe ja auch Geheimnisse in mir. Die gehen niemanden etwas an.

Ich mag es auch nicht, wenn er mir etwas Kaltes ins Ohr steckt, um in meinen Kopf zu schauen. Vielleicht kann er so auch Gedanken lesen. Und meistens denke ich nichts Nettes über den Mediziner.

Zum Glück hat er nichts gefunden. Auch in meinem Mund hat er nichts entdeckt. Und dann hat er erklärt, dass jetzt noch ein kleiner Pils kommt.

»Das ist überhaupt nicht schlimm«, hat meine Mutter schon wieder behauptet.

Und deshalb habe ich angefangen zu schreien. Meine Mutter hat mich Benjamin genannt und gesagt, dass es noch mehr wehtut, wenn ich nicht stillhalte. Noch mehr wehtut, hat sie gesagt. Also würde es auf jeden Fall mindestens wehtun! Ich hatte es gewusst!

Ich habe noch lauter geschrien und eine fremde Frau ist ins Zimmer gekommen. Aber sie wollte mir gar nicht helfen. Sie hat mich an Armen und Beinen festgehalten und mir die Hose heruntergezogen. Ohne mich zu fragen.

Und dann war die Nadel plötzlich in meinem Po! Ich habe es genau gesehen. Aber ich habe nichts gespürt! Das war das Ungerechteste! Erst heißt es, dass alles nicht schlimm ist, was eigentlich heißt, dass alles ziemlich schlimm ist, und dann spüre ich gar nichts!

Ich habe den lautesten Schrei geschrien. Weil ich einen ganzen Tag lang umsonst auf den Schmerz gewartet habe. Und damit alle hören, wie weh es

eigentlich tut. Niemand soll behaupten, Ben hätte sogar Angst vor dem kleinsten bisschen Garnichts.

Auf dem Rückweg habe ich mich nicht auf meinen Po setzen lassen. Meine Mutter musste mich hinten im Auto auf den Bauch legen.

»Du benimmst dich wie ein Kleinkind. Es ist jedes Mal dasselbe«, hat sie nach hinten gerufen.

Und das stimmt. Ich habe vor dem Mediziner jedes Mal gleich viel Angst. Dabei wäre ich ja am liebsten mutiger gewesen. So mutig wie ein Indianer.

Und deshalb schleiche ich jetzt als Indianer in unseren Keller.

Herrn Sowa habe ich nicht dabei. »Das muss ich ganz alleine machen«, habe ich zu ihm gesagt.

Vor dem Keller habe ich fast genauso viel Angst wie vor dem Mediziner. Bloß anders. Vorsichtig schleiche ich die Stufen nach unten ins Dunkle. Mein Vater hat einmal gesagt, dass er im Dunklen nichts sieht. Bei mir ist das anders. Ich sehe mehr als sonst. Ich kann Hände sehen. Die greifen nach mir. Oder Schlangen, die auf dem Boden kriechen. Oder Geister, die umherschleichen. Und wenn ich die Augen schließe, sehe ich sie immer noch.

Für alle Fälle habe ich meine Flöte als Friedenspfeife dabei. Ich halte sie in die Höhe, damit jeder sieht, dass ich in Frieden gekommen bin.

Neben dem Regal schlage ich mein Lager auf. Vielleicht bin ich gar nicht so ein Angsthase, denke ich mir im Dunklen. Ich kann Schnaken an einem Bein aus dem Haus tragen und unter Wasser die Augen aufmachen. Ich habe eine fleischfressende Pflanze im Zimmer, kann fastkalt duschen und esse schwarze Muscheln. Das traut sich nicht einmal mein Bruder.

Plötzlich geht das Licht an.

»Ben?«, ruft meine Mutter und kommt die Treppe herunter. Jetzt hat sie mich gefunden. »Ben! Was machst du hier unten?«, fragt sie.

»Ich sitze im Dunklen«, sage ich, obwohl das nicht mehr stimmt.

»Bist du mir noch böse?«, fragt meine Mutter.

Ich setze wieder meinen ernsten Blick auf, als würde ich einen Adler beobachten. Die Mundwinkel ziehe ich nach unten.

»Warum hast du deine Flöte dabei?«, fragt meine Mutter.

»Das ist keine Flöte«, sage ich. »Das ist meine Friedenspfeife.«

»Ach so«, sagt meine Mutter und setzt sich zu mir und lächelt mich an. Sie nimmt die Pfeife und raucht ein bisschen.

Dann reicht sie mir die Pfeife und ich bin mit Rauchen dran. So wie die Indianer das machen, wenn sie sich wieder vertragen. Aber so schnell geht das mit dem Frieden auch wieder nicht, denke ich mir.

»Ich möchte nicht, dass du sagst, dass etwas nicht schlimm ist, wenn es doch schlimm ist«, sage ich.

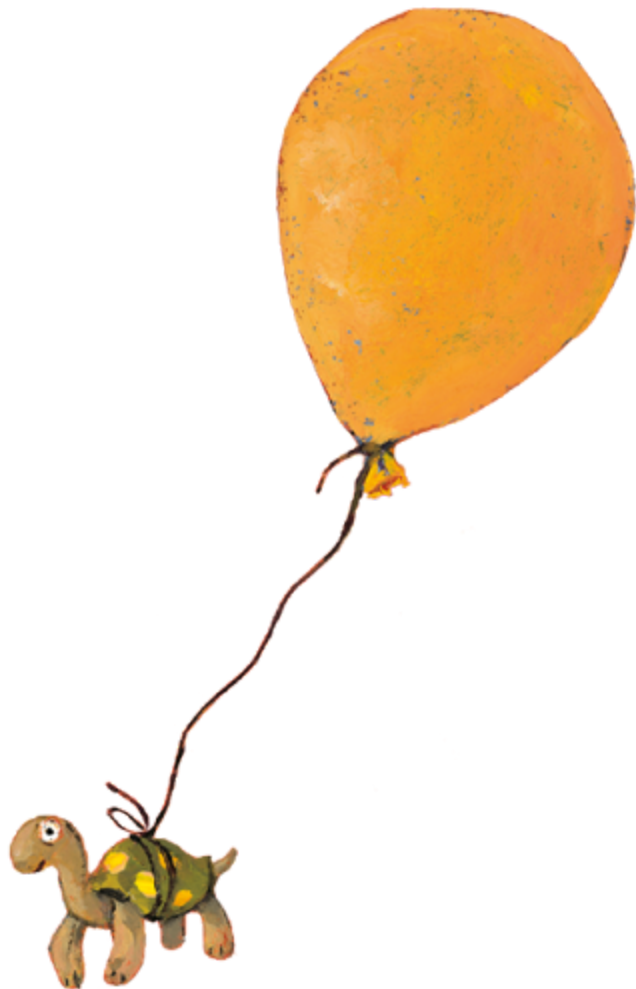
Meine Mutter nickt langsam. Sie zieht noch einmal an der Pfeife. »Und *ich* möchte, dass du dir merkst, dass manches nicht so schlimm ist, wie du vielleicht denkst«, sagt sie.

Ich überlege auch und nicke langsam. Dann rauchen wir zusammen noch ein bisschen Flöte.



In der Nacht lasse ich die schwarzen Haare auf meinem Kopf. Die Rollläden habe ich ganz heruntergelassen. Nicht einmal das Licht der Straßenlaternen kommt noch in mein Zimmer. Und ich beschliesse mit einem echten Ehrenwort im Dunklen, beim Mediziner das nächste Mal tapferer zu sein. Herr Sowa ist mein Zeuge.

Unsere neuen Nachbarn
sind Mädchen



Unsere neuen Nachbarn sind Mädchen. Man kann sie vom Fenster aus im Garten beobachten. Oder man guckt aus dem Augenwinkel zu ihnen hinüber, wenn man schnell mit dem Fahrrad vorbeifährt. Viel weiß man von ihnen jedenfalls noch nicht.

Meine Mutter meint, dass Alex und ich Maria und Ina ruhig einmal zu uns einladen könnten. Maria ist etwas älter als Alex und Ina so alt wie ich. Aber Alex sagt nichts Gutes über Mädchen. Schon seit Langem.

Trotzdem stehen wir jetzt unter dem Baum. Der Baum wächst nicht auf unserer Seite. Auch wenn wir die Äpfel von ihm pflücken. Er wächst direkt hinter dem Zaun, auf der Seite der neuen Nachbarn.

»Du kletterst rauf«, sagt Alex. Er will wissen, was Maria und Ina in dem Zimmer da oben so machen.

»Wieso muss *ich* dann raufklettern?«, frage ich.

»Weil es mich eigentlich nicht interessiert«, sagt Alex.

Seit wir Mädchen als Nachbarn haben, rennt er besonders oft als Cowboy durch unseren Garten und schießt mit dem Gewehr in die Luft. Oder er rast in seiner Seifenkiste unsere Straße hinunter und hupt dabei wie verrückt.

»Los, mach schon«, sagt er jetzt.

Und weil ich kein Feigling sein will, hangele ich mich am Zaun hinauf. Dann klettere ich auf dem Baum einen Ast nach dem anderen nach oben. Klettern kann ich. Und heute klettere ich besonders gut. Weil mein Bruder zuguckt. Und falls mich ein Mädchen sieht. Ich habe nämlich beschlossen, etwas von Mädchen zu halten. Im Gegensatz zu Alex.

Ich bin schon sehr hoch. Aber wenn man nicht nach unten schaut, merkt man das eigentlich nicht.

»Siehst du schon was?«, fragt Alex viel zu laut.

Ich ziehe mich vorsichtig noch einen Ast höher und dann kann ich ins Fenster schauen.

»Sie sind da!«, flüstere ich.

Maria und Ina teilen sich ein Zimmer. Das sehe ich an den zwei Betten. Ich frage mich, wie Alex und ich es in einem Zimmer aushalten würden.

»Sie verstehen sich, glaube ich, sehr gut«, gebe ich nach unten weiter.

»Haben sie Puppen?«, fragt Alex.

»Ich glaube nicht«, sage ich. Statt mit Puppen spielen sie gerade mit einem echten Hund. Den habe ich schon einmal im Vorbeifahren gesehen. Er ist größer als mein Fahrrad und heißt Josch.

»Aber es ist alles rosa, stimmt's?«, ruft Alex.

»Viel Rosa gibt es da eigentlich nicht«, flüstere ich.

»Kämmen sie sich?«

Ich hoffe, mein Bruder hört bald auf mit den Fragen, damit ich wieder runterkann. »Nein, aber ihre Haare sind schön«, flüstere ich noch leiser als vorher.

Alex macht einen Pfiff. Genau wie Pauls älterer Bruder das manchmal macht, um Mädchen zu ärgern. Deshalb spitzt Josch seine Hundeohren. Er lässt sich nicht mehr von Ina streicheln, sondern läuft zum Fenster und guckt durch die Scheibe.

»Was machen sie gerade?«, fragt Alex.

Aber ich kann ihm nicht antworten. Wegen Josch. Wenn ich jetzt irgendetwas tue oder auch nur meine Lippen bewege, wird er mich sicher entdecken.

»Sag schon!«, ruft mein Bruder ungeduldig, weil ich stumm auf meinem Ast sitze wie ein ausgestopfter Vogel. »Was siehst du denn da?!«

Alex rüttelt so kräftig am Baum, dass ich kein ausgestopfter Vogel mehr sein kann. Ich rudere mit meinen Armen, um nicht vom Ast zu fallen, und natürlich fängt Josch sofort an zu bellen. Am liebsten würde ich gleich in unseren Garten hinunterspringen und im Boden versinken. Aber jetzt merke ich erst, wie hoch ich geklettert bin. Ich klammere mich am Baumstamm

fest und versuche gerade, mein Bein ein bisschen nach unten zu strecken, als das Fenster aufgeht.

»Was machst denn du da?«, fragen Maria und Ina fast gleichzeitig.

Ich gucke überall hin, nur nicht zu ihnen.

»Ein paar Äpfel pflücken«, sage ich. Ich bin froh, dass ich überhaupt etwas sagen kann.

Ina meint, dass noch gar keine Äpfel am Baum hängen. Das sehe ich jetzt auch. Ich sage, dass ich deshalb gerade wieder runterwill. Josch steht inzwischen unten im Wohnzimmer. An der Glastür zum Garten. Die Scheibe ist schon ganz nass, weil er sie beim Bellen anspuckt. Ich suche nach Alex. Aber der hat sich aus dem Staub gemacht.

»Bist du der Junge von drüben?«, fragt Maria.

Ihre langen Haare hängen aus dem Fenster. Das sehe ich aus dem Augenwinkel. Mir fällt wieder ein, dass ich ja etwas von Mädchen halte. Und dass ich ein guter Kletterer vor ihnen sein will. Wie ein guter Kletterer sehe ich aber bestimmt nicht aus. Ich klebe am Baumstamm, als hätte ich die Hosen voll.

Unten geht die Glastür auf und Josch stürmt in den Garten. Der Vater von Maria und Ina läuft hinter ihm her.



»Was ist denn los, Josch?«, ruft er.

»Der Junge von drüben hängt in unserem Baum«, ruft Ina vom Fenster aus nach unten.

»Na, hallo!«, sagt ihr Vater, als er mich sieht. »Bist du Benjamin oder Alexander?«

Am liebsten wäre ich keiner von beiden. Oder wenigstens Alex. Es war schließlich seine Idee, auf den Baum zu klettern.

»Ben«, gebe ich dann zu.

»Soll ich dich runterholen?«, fragt mich der Vater.

Die Mutter steht plötzlich auch noch im Garten.

»Das schaffe ich schon alleine«, sage ich.

Weil ich mich trotzdem nicht bewege, holt der Vater eine Leiter hinter dem Haus hervor und schiebt sie zu mir herauf. Und dann werde ich von ihm gerettet. Wie ein Kletterer in Not. Vor den Augen von Maria und Ina.

Als ich schließlich vom Boden wieder aufschaue, sitze ich schon bei den Nachbarn im Wohnzimmer.

»Was wolltest du denn im Baum?«, fragt Maria und lächelt, als ob sie über alles auf der Welt Bescheid weiß.

»Das ist doch egal«, meint ihr Vater. »Ben ist der beste Kletterer in der ganzen Nachbarschaft. Und wer so gut klettert, braucht auch hohe Bäume. Einen hohen Baum wie unseren eben.« Der Vater klopft mir auf die Schulter.

Alle schauen mich plötzlich an, als wäre ich ein Held. Ich werde ziemlich rot. Ich glaube, röter kann man nicht werden.

»Du bist süß«, sagt Maria. »Wenn du nicht so jung wärst, würd ich dich vielleicht heiraten.« Sie kichert wie ein Mädchen und hält sich die Hand vor den Mund.

Jetzt werde ich doch noch röter. Ich kriege kalten Apfelsaft hingeschoben.

»Lass unseren Gast in Ruhe, Josch«, sagt der Vater, weil Josch an meiner Jackentasche schnüffelt. Das macht er schon die ganze Zeit. Jetzt fängt er

sogar an zu bellen.

Da muss ich Herrn Sowa doch noch aus meiner Jackentasche holen. Aus Angst um seine winzigen Ohren.

Als Josch Herrn Sowa sieht, guckt er ziemlich enttäuscht. Und ich sitze da. Mit Herrn Sowa auf meiner Hand. Eine Schildkröte macht sich vor Mädchen nicht so gut, finde ich. Maria kichert schon wieder.



»Das ist Herr Sowa«, stelle ich Herrn Sowa vor. »Mein bester Freund«, sage ich, auch wenn ich mich ein bisschen für ihn schäme.

»Josch, du solltest Herrn Sowa mal richtig kennenlernen«, schlägt die Mutter vor. »Und du und dein Bruder«, sagt sie zu mir, »ihr könnt gerne einmal zu uns kommen. Maria und Ina fragen sich schon die ganze Zeit, wer ihr zwei wohl seid.«

Jetzt trinken auch Maria und Ina kalten Apfelsaft und schweigen. Ich schaue sie mir ein bisschen genauer an. Ich kann nichts Doofes an ihnen entdecken. Das muss ich Alex als Erstes berichten. Sie haben auch Schrammen an den Knien und Armen und blubbern mit dem Saft wie ich, wenn ich nicht gerade ein Gast bin.

»Kommt doch am Sonntag einfach vorbei«, sagt die Mutter.

Ich nehme all meinen Mut zusammen und nicke.

Als ich wieder nach Hause komme, steht Alex direkt hinter der Tür.

»Und????!«, fragt er.

»Nichts«, sage ich. Das hat er verdient. Für das Sich-aus-dem-Staub-Machen.

»Sag schon«, bettelt Alex.

»Mädchen sind nicht doof«, mache ich ihm klar. Und dann muss ich vor Aufregung doch erzählen, dass wir am Sonntag zusammen bei Maria und Ina eingeladen sind.

Mein Bruder springt fast an die Decke und macht einen Siegeschrei. Vielleicht mag er Mädchen ja doch.

»Und worüber hast du mit ihnen die ganze Zeit geredet?«, fragt er und guckt mich neidisch an.

»Über nichts«, sage ich.

Und dabei bleibe ich auch. Dass Maria mich vielleicht heiratet, wenn ich einmal älter bin, behalte ich nämlich für mich.

Das Schnellsein und das Langsamsein

Der Fluss hinterm Haus fließt an einer Stelle ganz langsam. Wegen Alex' und Pauls Staudamm. Da kann ich mit meinen Gummistiefeln sogar mitten im Wasser stehen.

»Wir üben jetzt das Schnellsein«, sage ich zu Herrn Sowa. »Dann werden Maria und Ina über dich staunen.«

Ich lege ihn auf ein Stück Baumrinde und setze die Baumrinde ins Wasser. Direkt neben den gelben Käfer, der auf einem Blatt schwimmt.

»Du gegen den Käfer«, sage ich zu Herrn Sowa. »Und los!«



Leider strengt sich Herr Sowa nicht an und dreht sich nur im Kreis. Es dauert ewig, bis er es durch meine Beine geschafft hat. Meine Beine sind das Ziel und der Käfer kommt viel früher an. Obwohl ich gegen ihn anpuste.

»So geht das nicht«, sage ich zu Herrn Sowa. »Du musst wenigstens mit den Füßen paddeln.«

Ich schiebe beide noch einmal zum Start. Dann gebe ich Herrn Sowa einen Schubs. Aber er bleibt trotzdem fast auf der Stelle stehen und ans Paddeln denkt er auch nicht. Dem Käfer wird es zu langweilig und er fliegt von seinem Blatt davon.

Es macht mich wütend, dass Herr Sowa sogar gegen einen Käfer verliert. Wenn er Maria und Ina beeindrucken soll, muss er sich mehr anstrengen.

»Dann helfe ich eben nach«, sage ich und nehme ein paar Zweige vom Staudamm weg, damit das Wasser besser fließt.

Ich zerre auch an einem dicken Ast. Obwohl Alex immer gesagt hat, dass ich die dicken Äste nicht anfassen soll. Aber ich finde, Herr Sowa darf ruhig ein bisschen in Schwung kommen. Und dann bewegt sich plötzlich nicht nur der dicke Ast, sondern alles auf einmal.

»Stopp!«, rufe ich, weil das Moos aus den Ritzen kommt und die Äste und Zweige davonschwimmen und ich das so nicht geplant habe. Der ganze Staudamm bricht vor meinen Augen zusammen und der Fluss schäumt gegen meine Gummistiefel und füllt sie von oben mit Wasser. Und dann schießt Herr Sowa so schnell durch meine Beine hindurch, dass ich ihn nur gerade eben noch unter mir sehe.

»Herr Sowa!!«, rufe ich und springe sofort hinter ihm her.

Aber er ist viel schneller als ich und jetzt fängt er auch noch an zu paddeln. Ich stapfe zum Ufer und renne in meinen Wasserstiefeln am Fluss entlang, bis ich ihn einhole. So gerast ist Herr Sowa noch nie. In seinem

ganzen Leben nicht. Er streckt seinen Hals aus und lässt sich den Wind in den Mund pusten.

»Da staunst du!«, rufe ich stolz. Das müsste mein Bruder sehen! Juhuu!

Da fällt mir plötzlich ein, dass gleich der Tunnel kommt. Und direkt nach dem Tunnel die Todesrutsche. Und dass ich gar nicht weiß, wie ich Herrn Sowa stoppen soll.

»Nicht mehr paddeln, Herr Sowa!«, rufe ich jetzt. Aber er hört mich vor lauter Paddeln und rauschendem Wasser nicht.

»Herr Sowa! Gleich kommt ein sehr dunkler Tunnel! Hab keine Angst!«

Und schneller, als ich dachte, ist Herr Sowa vom Tunnel verschluckt. Der Tunnel ist ein dickes, langes Rohr, das unter der Erde hindurchläuft. Ich renne hinüber, auf die andere Seite. Da kommt der Fluss aus dem Rohr wieder heraus. Ich halte einen Ast von oben übers Wasser. Damit Herr Sowa sich festklammern kann.

»Klammere dich am Ast fest!«, rufe ich kopfüber ins Rohr hinein.

Im selben Moment schießt Herr Sowa heraus. Aber er hat seine Arme und Beine im Panzer versteckt.

»Du sollst dich doch festhalten!«, schreie ich, während Herr Sowa auf die Todesrutsche zurast.

Jetzt kriege ich es mit der Angst zu tun. Ich kenne keinen, außer meinem Bruder, der sich auf die Todesrutsche wagt. Wenn man sich dort in den Fluss setzt, ist man so gut wie verloren, sagt Alex immer und setzt sich trotzdem hinein. Das Wasser reißt ihn dann steil nach unten und schäumt über seinen Kopf hinweg und nimmt ihn mit hinaus auf den See.

Ich wünsche mir, dass Herr Sowa von seiner Baumrinde wegfliegt. Wie der Käfer vorhin. Ich habe noch so viel mit ihm vor: Ich möchte ihn an einen Ballon binden und zu den Vögeln hinaufschicken. Ich will ihm das Rückenschwimmen beibringen. Und bald kommt er mit an die Ostsee.

»Herr Sowa, du darfst nicht auf die Todesrutsche!«, schreie ich, so laut ich kann. Und dann stürzt er sie doch hinab. »Herr Soooooowaaaaa!«

Ich renne an die Stelle, wo der Fluss nach unten fällt. Hier gibt es nichts als Wasserschaum. Herr Sowa ist nirgendwo zu sehen. Ich schaue nur auf den Punkt, an dem mein Bruder sonst nach dem Rutschen mit einem Schrei wieder hochkommt. Ich wage noch nicht einmal zu zwinkern. Und dann sehe ich als Erstes die Holzrinde zwischen dem Wasserschaum. Und gleich dahinter entdecke ich Herrn Sowa. Er schnappt kurz nach Luft und paddelt dann fröhlich auf den See hinaus. Ohne sich umzuschauen!

Ich bin so erleichtert, dass er noch da ist. Aber auch so wütend, weil er einfach weiterschwimmt. Und ich habe so viel Angst um ihn, weil er den See noch nicht gut kennt, dass ich mich auf der Stelle ausziehe. Noch bevor ich darüber nachdenken kann, rase ich die Todesrutsche nach unten. Wenn es um Herrn Sowa geht, ist mir alles andere egal. Das Wasser rauscht um meine Ohren und reißt mich mit sich und ich drehe mich um mich selbst. Müsste ich nicht nur an Herrn Sowa denken, wäre das ein ziemlich besonderes Erlebnis.

Dann bin ich schon im See und schwimme Herrn Sowa hinterher.

»Pass auf die Fische auf!«, rufe ich. Alex hat hier einen Fisch geangelt, der größer war als mein Bein.

Ich komme kaum an Herrn Sowa heran. Jetzt ärgere ich mich, dass ich ihm das Schnellsein beigebracht habe. Ich bin schon längst über die Stelle hinaus, an der ich sonst im See dümpele. Ich muss so weit schwimmen wie noch nie. Erst dann hole ich ihn ein.

»Herr Sowa! Ist alles in Ordnung?«, schnaufe ich. »Du warst so gut wie verloren!«



Herr Sowa guckt mich an, als wüsste er von gar nichts. Ich halte ihn in die Luft und er paddelt trotzdem noch weiter.

»Du darfst mir nie wieder davonschwimmen, verstanden?!«, sage ich. Obwohl ich ja auch ein bisschen schuld bin. Wegen des Staudamms und wegen meiner Ungeduld.

Ich drücke Herrn Sowa fest an mich. Und bevor uns die Fische von unten beißen, strampele ich zum Ufer zurück.

Den ganzen Nachmittag über darf Herr Sowa so langsam sein, wie er will. Meinetwegen ist er für immer die langsamste Schildkröte der Welt. Ich gucke ihm stundenlang beim Salatessen zu und beim Ausruhen auf seinem Stein. Das Langsamsein kann auch sehr schön sein, merke ich. Und wie ich meinem Bruder das mit dem Staudamm erklären soll, kann ich mir dabei in Ruhe überlegen.

Mein Opa sieht auch im Dunklen

In meinem Rucksack habe ich alles dabei, was ich brauche: meinen Schlafanzug, meinen Kompass, die Taschenlampe und Herrn Sowa. Meine Mutter fährt mit dem Auto davon und ich habe kaum Zeit zu winken. Weil der Wald und die Felder und die breiten Wiesen auf mich warten. Da, wo meine Großeltern leben. Und das ist mitten auf dem Land.

»Dein Opa ist ein Weltenbummler«, hat meine Mutter einmal gesagt.

Das sieht man auch daran, dass er die halbe Welt in sein Haus geholt hat. Meine Mutter ärgert sich darüber. Weil so viel herumsteht. Ich finde die riesigen Trommeln und Masken mit Schlitzaugen und die Truhen mit all den Schätzen toll.

Heute darf ich zum ersten Mal alleine bei meinen Großeltern übernachten. Für meinen Opa bin ich der große Ben. Er sagt fast nie, dass ich etwas nicht kann. Er lässt mich auf einem echten Pferd reiten, Holz mit einer richtigen Axt zerschlagen, ein Feuer im Garten machen und den Bogen aus Afrika ausprobieren.

»Dein Opa nimmt es mit den Regeln nicht so ernst«, hat meine Mutter auf dem Hinweg gesagt. »Du musst nicht alles machen, was er dir erlaubt, verstehst du?«

Aber beim Abendessen trinke ich trotzdem aus einem eigenen Glas mit dickem Bauch einen Schluck selbst gemachten Apfelwein.

Meine Oma schüttelt den Kopf, als mein Opa sein Glas an meines stößt.
»Auf die weite Welt«, sagt er zu mir.

Und dann schmatze ich wie mein Opa auf dem Wein herum, auch wenn er schrecklich schmeckt.

»Gute Nacht, mein Großer«, sagt mein Opa und meine Oma streichelt mir über die Haare.

Ich liege mit lang ausgestreckten Armen und Beinen unter der Bettdecke und stoße fast an die Bettenden. So sehr bin ich heute gewachsen.

»Gute Naaaaacht!«, rufe ich.

Und dann geht das Licht aus. Meine Großeltern laufen die Treppe nach unten und es wird still.

Ich ziehe mir die Decke bis über die Nase. Das mache ich auch in meinem eigenen Bett, wenn meine Eltern abends weggehen. Straßenlaternenlicht gibt es hier nicht. Von draußen kommt nur der Geruch der Kühe herein. Unten höre ich die Standuhr ticken. Die ist aus einem fernen Land, hat mein Opa gesagt. Plötzlich fühle ich mich weit weg von zu Hause. Auch wenn wir gar nicht so lange bis hierher unterwegs waren.

»Herr Sowa, bist du noch wach?«, frage ich nach einer Weile.

Ich knipse das Licht auf dem Nachttisch an. Herr Sowa sitzt in meiner aufgeklappten Brotbox. Mit Wasser und einer kleinen Insel darin. Die Brotbox ist sein Bett. Ich bin froh, dass ich Herrn Sowa mitgenommen habe, obwohl meine Mutter gesagt hat, dass er im Glashaus bleiben soll.



Auch Herr Sowa kann nicht schlafen. Wahrscheinlich vermisst er das Geräusch seiner Wasserpumpe. Oder er muss an seine Eltern draußen im Ozean denken. So wie ich die ganze Zeit an meine, die irgendwo in der Ferne sind.

»Wir haben ja *uns*«, sage ich zu Herrn Sowa und nehme ihn zu mir ins Bett.

Mein Bruder hat mir eine Packung saures Brausepulver mitgegeben. »Das ist Medizin für die Nacht«, hat er gesagt.

Alex hat schon oft alleine bei unseren Großeltern geschlafen. Er weiß, wovon er spricht.

Das saure Pulver schüttelt mich durch. Für einen Moment muss ich nicht an zu Hause denken. Dann ist die Brausepackung leer und es geht mit den Gedanken von vorne los.

Als die Standuhr zwölfmal schlägt, stehe ich unten an der Haustür. Nach draußen traue ich mich nicht. Ich werde an der Tür stehen bleiben, bis die Sonne aufgeht. Und dann laufe ich mit meinem Kompass nach Hause. Auch wenn die Masken mit den Schlitzaugen von der Wand aus über mich lachen.

»Ben, bist du das?«, fragt mein Opa und macht das Licht im Flur an. Ich höre schnell auf zu schniefen und wische mir mit dem Ärmel übers Gesicht.
»Wieso hast du deinen Rucksack auf?«

Als mein Opa vor mir steht, schaue ich nur nach unten auf seine chinesischen Schlappen.

»Das trifft sich ja gut«, sagt mein Opa auf einmal. »Ich wollte auch gerade nach draußen.«

Er zieht sich seine Jacke über den Schlafanzug. Dann nimmt er mich bei der Hand und läuft mit mir in die Nacht hinaus.

»Ist das nicht herrlich«, sagt er. »Nachts ist es fast genauso schön wie am Tag. Siehst du, da steht der Baum, auf den du mit dem Bogen geschossen hast.« Mein Opa zeigt in den dunklen Garten. Den Baum sehe ich nicht.

»Und da ist der Holzhaufen. Siehst du ihn?«

»Nein«, sage ich.

»Aber du weißt noch, dass er da liegt, oder?«, fragt mein Opa.

Natürlich weiß ich das noch. Ich habe ihn ja selbst mit aufgehäuft.



»Und guck mal da. Ein bisschen weiter hinten«, sagt mein Opa und zeigt in die Dunkelheit. »Da sehe ich euer Haus.«

Ich reiße meine Augen weit auf und gucke in die schwarze Nacht. »Ich sehe kein Haus«, flüstere ich.

»Aber es steht da. Ich sehe es genau«, behauptet mein Opa. »Das ist der Vorteil vom Älterwerden«, sagt er. »Irgendwann sieht man auch im Dunklen.«

»Ist das wirklich unser Haus?«, frage ich, als meine Augen schon wehtun.

»Natürlich!«, versichert mir mein Opa. »Das ist genauso wie mit dem Holzhaufen. Auch wenn du das Haus vielleicht nicht siehst, steht es trotzdem immer noch da.«

Und fast kann ich es jetzt *auch* erkennen. Irgendwo ganz weit dahinten.

Auf dem Weg zurück verliert mein Opa einen Schlappen und findet ihn nicht wieder.

»Hier ist er doch!«, rufe ich.

»Aha«, sagt mein Opa und schüttelt den Kopf über sich selbst. »Bald siehst du im Dunklen noch besser als ich«, meint er.

Als ich wieder im Bett liege, schlafe ich sofort ein. Ich vergesse sogar, Herrn Sowa Gute Nacht zu sagen.

Ich schlafe so lange, bis meine Oma am nächsten Tag neben mir am Bettrand sitzt.

»Es ist schon fast Mittag«, sagt sie.

Da springe ich direkt auf. Ich muss noch aufs Feld! Erdbeeren ernten. Und mit meinem Opa den alten Ast absägen. Ich gucke aus dem Fenster in die Sonne und kann mir gar nicht mehr vorstellen, dass es vorhin noch Nacht war.

Am Abend holt mich meine Mutter ab. Sie muss mich zum Auto tragen, weil ich sie nicht mehr loslassen will.

Meine Großeltern vermisse ich schon nach der ersten Kurve.

»Muss man immer jemanden vermissen?«, frage ich meine Mutter.

»Nur so lange, bis man ihn wiedersieht«, sagt sie.

»Dann will ich nächste Woche wieder hierherkommen«, sage ich und schaue über die Felder zurück in die Ferne, wo das Haus meiner Großeltern steht.

Ein Indianer ist lieber zu zweit



»Bleib stehen!«, ruft mein Bruder hinter mir her.

Ich renne mitten durch den Wald. Meine schwarzen Haare fliegen im Wind. Von unten piksen mich Tannennadeln und Äste. Ich bin barfuß unterwegs. Wie jeder echte Indianer.

»Die Rothaut flieht nach Hause!«, brüllt Paul.

Ich renne so schnell, dass mir das Gold schon aus den Taschen fällt.

Eigentlich bin ich nur in Alex' Baumhaus gewesen, um mir sein Fernglas auszuleihen. Weil Herr Sowa unbedingt die Vögel oben am Himmel beobachten wollte. Aber dann habe ich den Schatz unter dem Tisch entdeckt: eine Kiste voll glänzender Schokoladen-Goldtaler. Bis zum Rand gefüllt! Ich habe mir das Gold durch die Finger rieseln lassen. Und dann, ganz unten, guckte plötzlich mein Marzipanschwein zwischen den Talern hervor. *Mein* Marzipanschwein! Das ich beim Mittagessen bei Maria und Ina bekommen habe. Mein Bruder hatte seines sofort aufgegessen. Das ist immer so bei ihm. Beim Nachtsch, an Ostern, an Weihnachten. Er muss

immer alles gleich aufessen. *Mein* Schwein lag drei Tage lang neben meinem Bett. Drei Tage lang habe ich mir vorgestellt, wie sehr es mir schmecken wird. Stückchen für Stückchen. Weil ein Marzipanschwein so selten ist. Und am vierten Tag war es dann weg.

»Dafür werden wir uns rächen«, habe ich mit Herrn Sowa im Baumhaus beschlossen und sofort alle Taschen von meinem Indianerkostüm mit Goldtalern vollgestopft.

Schwer beladen bin ich die Leiter nach unten gestiegen. Und dann kamen auf einmal Alex und Paul.

Jetzt bin ich auf der Flucht und springe über Gräben und umgefallene Bäume. Zum Glück hat Paul schon immer zu viele Goldtaler gegessen und ist nicht der Schnellste.



»Ich kann nicht mehr folgen, Sir!«, schreit er meinem Bruder hinterher. Aber Alex lässt nicht locker und jagt mir nach wie ein Cowboy. »Dafür kommst du an den Marterpfahl«, schreit er wütend.

Ich wetze schon durch unseren Garten. Dann klettere ich über den Zaun zu den neuen Nachbarn hinüber und stolpere durch ihr Gebüsch und renne über ihren Rasen. Direkt an Ina vorbei.

»Ben?!«, ruft sie mir hinterher. Aber ohne mich umzudrehen, verschwinde ich in Windeseile in ihrem Gartenhäuschen.

Im Gartenhäuschen halte ich die Luft an. Auch wenn ich dabei fast umfalle. Ich lehne mich an die Tür und höre, wie mein Bruder durchs Gebüsch bricht.

»Hast du Ben gesehen?!«, fragt er Ina außer Atem.

»Ja«, sagt sie und ich zucke vor Schreck zusammen. »Gerade eben. Er ist hier durchgerannt. Und dann weiter zum Fluss runter.«

»Danke!«, sagt Alex und stürmt mit lautem Kriegsgeheul am Gartenhäuschen vorbei zum Fluss.

Jetzt kommt auch Paul und fragt Ina, ob sie Alex und mich gesehen hat.

»Die sind zur Straße und dann den Berg rauf«, sagt sie.

Ich sehe durchs kleine Fenster, wie Paul zur Straße läuft und sich den Berg nach oben schleppt. Und wenn ich nicht so tief Luft holen müsste, würde ich jetzt lachen.

Ina läuft ins Haus und kommt kurz darauf wieder. Sie hat sich eine bunte Decke umgewickelt und eine Feder ins Haar gesteckt. Wie eine richtige Indianerin kommt sie aufs Gartenhäuschen zu. Dann huscht sie zu mir herein.

»Danke!«, flüstere ich und häufe die ganze Beute aus meinen Taschen zwischen uns auf den Boden.

Ina lächelt so breit, dass ich ihre Zahnlücken sehe.

»Der Schatz wird gerecht geteilt«, sage ich. Ein Stück Gold stecke ich auch zu Herrn Sowa in meine Brusttasche.

Und dann essen Ina und ich einen Taler nach dem anderen. Wir teilen uns auch das Marzipanschwein. Bevor es noch einmal verschwindet.



Eine Indianerin wie Ina findet man sicher selten, denke ich mir. Und es ist ein ziemliches Glück, wenn sie direkt im Nachbarstamm lebt.

»Wir könnten ja mal zusammen Adler beobachten. Oder Pferde stehlen«, schlage ich vor. Ich kriege meine Zähne kaum auseinander. Weil die Schokolade so klebt.

»Oder wir fahren mit einem Kanu den Mississippi hinterm Haus runter«, meint Ina.

»Bis zum großen Wasserfall und der Todesrutsche!«, sage ich und Ina malt sich mit Blumenerde und Spucke einen Streifen ins Gesicht. Genau das

machte ich auch.

Ich nehme mir vor, Ina als Nächstes in mein Indianerzelt einzuladen. Dann brauche ich endlich nicht mehr alleine Pfeife zu rauchen. Und wir können Pläne in die Erde ritzen. Für die größten Abenteuer.

Nachdem wir den letzten Taler geteilt haben, gucken wir zusammen aus dem Fenster. Zum Mississippi hinunter. Alex, der Cowboy kommt gerade wieder herauf. Er lässt seinen Kopf hängen und schimpft vor sich hin. Tja, gegen zwei Indianer hat man es eben nicht leicht.

Am Nachmittag läuft mir Alex mit bösem Blick über den Weg. Ohne ein Wort zu sagen. Wahrscheinlich grübelt er darüber nach, wie ich ihm jemals entkommen konnte. Und auch darüber, dass er seinen Schweineklau mit so viel Gold bezahlen musste. Es dauert bestimmt noch eine Weile, bis wir das Kriegsbeil begraben.

Herrn Sowa hole ich aus meiner Brusttasche und setze ihn ins Glashauss.

»Magst du Ina auch?«, frage ich ihn.

Aber Herr Sowa guckt nur traurig.

»Keine Sorge. Wir nehmen dich überallhin mit«, verspreche ich ihm und gebe ihm einen Kuss auf die Stirn.

Eine Schildkröte ist eine Schildkröte

»Herr Sowa, wir gehen an den See«, rufe ich schon auf der Treppe.

Ina sage ich gleich auch noch Bescheid. Schwups, ist die Badehose in der Tüte. Dann noch ein Handtuch für mich und eines für Herrn Sowa. Und schnell auch meine Taucherbrille. Ich will Herrn Sowa heute von unten sehen.

Ich hüpfte in großen Sprüngen zu seinem Glashaus. Und da bleibe ich wie angewurzelt stehen: Herr Sowa liegt neben dem Salatblatt. Er hat alle vier Beine von sich gestreckt. Sein kleiner Mund steht offen und er röchelt, als würde er keine Luft mehr bekommen.

»Herr Sowa! Was hast du?! – Mama! Hol einen Krankenwagen!!«, schreie ich, während ich die Treppe nach unten ins Wohnzimmer renne.

Dann halte ich meiner Mutter den röchelnden Herrn Sowa entgegen. Seine Augen sind ganz zugeschwollen und meine Mutter guckt besorgt. Wir haben keine Zeit zu verlieren!

Schon bin ich wieder oben im Zimmer und wühle in meiner Alle-alten-Sachen-Kiste. Ich zerre das kleine Puppenbett hervor, in dem früher Jojo geschlafen hat, mein Bär.

»Halte durch!«, sage ich und lege Herrn Sowa auf das kleine Kopfkissen im Bett und mummele ihn mit der Decke warm ein.



Als ich wieder unten bin, sagt meine Mutter, dass *sie* unser Krankenwagen ist.

Wie ein Krankenwagen fährt sie aber nicht. Sie bleibt vor allen roten Ampeln stehen.

»Wir wollen ja nicht tot sein, bevor wir beim Arzt sind«, sagt sie. Und dass ich mich beruhigen soll.

Aber wie soll ich mich beruhigen, wenn ich mein Ohr auf Herrn Sowas Panzer lege und sein Herz nicht schlagen höre? Du darfst dich jetzt nicht einfach aus dem Staub machen, Herr Sowa!

Als wir endlich da sind, kann ich nicht sofort ins Zimmer zum Arzt. Ganz viele Tiere sitzen mit ihren Menschen in einer langen Reihe vor der Tür. Und ich muss am hintersten Ende warten. Ich hebe Herrn Sowa vorsichtig aus seinem Bett.

»Siehst du«, sage ich, »du bist gar nicht der Einzige. Es gibt auch andere Tiere, die krank sind.«



Ich zeige ihm den Hund, der hinkt. Und den mit dem Trichter um den Kopf. Ein Hamster hat ein Gipsbein und ein Meerschweinchen nur ein Auge.

»Der Arzt hilft allen«, erkläre ich Herrn Sowa. Obwohl ich die ganze Zeit nur an meine Tante denken muss. Die hat ihre Katze zum Arzt gebracht und der hat ihr eine Spritze gegeben. Danach ist die Katze eingeschlafen. Für immer! »Das war für sie das Beste«, hat meine Tante damals gesagt. Was daran das Beste sein soll, weiß ich bis heute nicht.

Trotzdem lächele ich Herrn Sowa zu und behaupte, dass alles gut wird.

Ich verstehe nicht, wie meine Mutter jetzt Zeitung lesen kann. Nichts in der Welt ist so wichtig wie Herr Sowa. Ich streichele ihm über den Kopf. Meine Augen sind schon genauso geschwollen wie seine. Die Frau mit dem hinkenden Hund fragt mich deshalb, ob ich vielleicht vorgehen möchte, obwohl sie eigentlich dran ist. Ich kann noch nicht einmal Danke sagen und laufe sofort ins Arztzimmer.

Die Ärztin legt Herrn Sowa auf einen großen silbernen Tisch und betrachtet ihn so ernst, dass ich meine Mutter stumm an die Hand nehme.

»Das ist wohl deine Schildkröte?«, fragt mich die Ärztin. Ich nicke. Sie guckt jetzt noch ernster. »Kümmerst du dich denn genug um sie?«

Genug? Herr Sowa ist mein bester Freund!, will ich ausrufen. Aber ich nicke nur.

Die Ärztin fragt, ob es auch eine zweite Schildkröte gibt, die mit Herrn Sowa spielen kann.

»Wozu braucht Herr Sowa eine zweite Schildkröte? Er hat doch mich! Ich gehe mit ihm spazieren, schleiche mit ihm durch den Wald, fahre mit ihm Fahrrad, ich lasse ihn im Fluss schwimmen oder auch im See. Ich nehme ihn doch überallhin mit«, rufe ich.

»Bist du denn eine Schildkröte?«, fragt die Ärztin.

Da sage ich wieder nichts.

»Dein kleiner Freund ist bestimmt sehr froh, einen lieben Jungen wie dich zu haben«, erklärt mir die Ärztin. »Aber er ist eine Schildkröte. Und ich fürchte, er hat sich auf einem eurer Ausflüge eine Lungenentzündung geholt. Eine Lungenentzündung ist sehr gefährlich. Schlimmer als eine Erkältung. Eine Schildkröte braucht sehr viel Wärme. Und einen Spielkameraden, der grün und klein ist wie sie selbst. Es gibt für dich bestimmt auch ein Kind, mit dem du dich gut verstehst, oder?«

Da muss ich gleich an Ina denken. Und dass sie eine tolle Indianerin ist. Aber Herr Sowa ist eben Herr Sowa. Und ohne ihn macht alles nur halb so viel Spaß. Ich frage mich gerade, ob ich ihn auch nicht mehr an Luftballons zu den Vögeln hochschicken darf, als die Ärztin mit einer Spritze auf Herrn Sowa zuläuft.

»Stopp!«, schreie ich und stelle mich ihr in den Weg. »Keine Spritze! Herr Sowa soll nicht für immer einschlafen! Auch wenn meine Tante das gut fände!!«

Die Ärztin behauptet, dass es solche und solche Spritzen gibt. Und die in ihrer Hand ist gegen die Entzündung.

»Ohne die Spritze stirbt dein Freund«, sagt sie ernst.

Und deshalb bleibt mir nichts anderes übrig, als die Zähne zusammenzubeißen.

Ich halte Herrn Sowa auf dem silbernen Tisch fest.

»Keine Sorge, eine Spritze ist nicht schlimm«, flüstere ich ihm zu. Auch wenn ich klinge wie sonst meine Mutter, wenn *ich* beim Arzt zu Besuch bin.

Dann sticht die Ärztin die Nadel in Herrn Sowas Bein. Ich mache die Augen zu und halte den Atem an. Herr Sowa aber bleibt ganz ruhig. Als ich die Augen wieder öffne, liegt er so da wie vorher.

»Deine Schildkröte ist sehr tapfer«, sagt die Ärztin zu mir. »Das muss sie von dir gelernt haben.«

Ich finde, das klingt nett. Und deshalb höre ich genau hin, als mir die Ärztin am Ende erklärt, was Herr Sowa braucht, um wieder auf die Beine zu kommen. Zusätzlich zu meiner Freundschaft.



Zu Hause lege ich Herrn Sowa direkt auf eine Wärmflasche und wische sein Glashaus so sauber wie noch nie. Das Wasser mache ich warm wie in der Karibik. Auf die Insel streue ich frischen Sand. Den Zahnstocher mit dem Wegweiser Richtung See lasse ich aber stehen. Falls Herr Sowa doch noch mal dorthin will.

»Jetzt hast du es gemütlich«, sage ich zu Herrn Sowa.

Vorm Einschlafen erzähle ich ihm Geschichten. Ich erinnere ihn an all das, was wir zusammen erlebt haben. An seinen Geburtstag in den Schaumwolken, das Wettrennen im Fluss hinterm Haus und die Nacht bei meinen Großeltern. Ich erzähle ihm auch von der Ostsee und den Vögeln. Denn da darf er ja nicht mehr hin.

»Ab jetzt musst du Schildkrötensachen machen«, erkläre ich ihm. »Dich unter der warmen Lampe sonnen, zum Beispiel. Oder mit deinem Wasser blubbern. Wettrennen geht leider nicht mehr. Du siehst ja, was dabei rauskommt.«

Herr Sowa guckt mich traurig an.

»Nein, nein, Herr Sowa. Eine Schildkröte ist eine Schildkröte«, sage ich. Auch wenn ich bestimmt noch lange brauche, um mich daran zu gewöhnen.

Die Welt ist über Nacht gewachsen



Ich glaube, dass ich die ganze Nacht nicht geschlafen habe. Und trotzdem bin ich hellwach.

Heute ist mein erster Schultag. Ina und ich sind auch in der Schule Nachbarn. Wir haben uns gleich nebeneinandergesetzt. Seitdem ist die Angst aus der Nacht verschwunden.

Die Lehrerin malt Zahlen und Buchstaben an die Tafel. Bald werden wir lesen, schreiben und rechnen können. Und noch einiges mehr, behauptet sie. Sie kommt mir vor wie eine Zauberin. Vielleicht kann ich wirklich bald lesen und schreiben. Dann werde ich mir das Buchstabenbuch aus Alex' Baumhaus ausleihen und endlich wissen, was drinnen steht. Oder ich setze mich in mein Indianerzelt und schreibe für Herrn Sowa auf, was wir zusammen erlebt haben.

Ich muss schon den ganzen Morgen an Herrn Sowa denken. Er sitzt zu Hause mit seiner neuen Freundin im Glashaus. Ich habe für ihn eine zweite Schildkröte aus unserer Zoohandlung freigekauft. Sie heißt Frau Lea und ist fast doppelt so groß wie er. Am Anfang hat sich Herr Sowa vor ihr verkrochen.

»Das ist Frau Lea. Die ist sehr nett«, habe ich Herrn Sowa erklärt und ihm Frau Lea von allen Seiten ganz genau gezeigt.



Jetzt lässt er sich sogar schon von ihr huckepack nehmen. Wenn sie im Wasser paddelt, fährt er auf ihr spazieren. Sie sonnen sich auch gerne zusammen unter der warmen Lampe.

Und Frau Lea behält Herrn Sowa die ganze Zeit im Auge. Deshalb konnte ich ihn auch leider nicht in die Schule mitnehmen. Nichts zu machen. Auch wenn ich ihm meine Klasse gerne gezeigt hätte.

»Nachher erzähle ich euch alles von meinem ersten Tag ...«, habe ich den beiden versprochen. Und darauf warten sie jetzt zusammen. Auf ihrer warmen Insel.



Plötzlich springen alle in der Klasse auf und laufen auf den Schulhof. Ina zieht mich hinter sich her. Draußen winken uns unsere Eltern stolz zu. Ich sehe auch Alex. Er steht ganz hinten bei den Großen.

»Das ist mein großer kleiner Bruder.« So hat er mich vor den anderen vorhin genannt.

Bald gehöre ich vielleicht auch zu ihnen, denke ich mir. Wie *sie* werde ich dann Bescheid wissen. Über die Zahlen, die Buchstaben und einiges mehr.

Der Schulhof ist riesig. Es gibt so viele andere Kinder! Sie schreien und laufen wild durcheinander. Weil es überall etwas Neues zu entdecken gibt. Ich weiß gar nicht, wohin ich zuerst schauen soll. Ich glaube, die Welt ist über Nacht gewachsen!

»Komm mit!«, ruft Ina.

Und wir fliegen mit ausgebreiteten Armen über den Schulhof wie zwei große Adler.



Ebenfalls von Oliver Scherz bei Thienemann erschienen:

Wir sind nachher wieder da, wir müssen kurz nach Afrika

Einen Trailer zum Buch gibt es auf: www.thienemann.de

Scherz, Oliver:

Ben.

ISBN 978 3 522 61038 4

Gesamtausstattung: Annette Swoboda

Reproduktion: Photolitho AG, Gossau/Zürich

Schrift: Schoolbell by Font Diner / Google Fonts, Apache License version 2.0

E-Book: [DIPUB Media Melle](http://DIPUBMediaMelle.com), Potsdam

© 2013, 2014 by Thienemann Verlag

(Thienemann Verlag GmbH), Stuttgart/Wien

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder Übertragung, werden zivil- oder strafrechtlich verfolgt.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Thienemann Verlag GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Neue Bücher und E-Books entdecken, in Leseproben stöbern, tolle Gewinne sichern und Wissenswertes erfahren in unseren Newslettern für Bücherfans.

Jetzt anmelden unter: www.thienemann.de

Du findest uns auch auf:

www.facebook.com/WirSchreibenGeschichten



Interview mit dem Autor

Wen haben Sie als Leser im Kopf, wenn Sie schreiben?

Jeden, der Lust hat, die Welt mit der Unverstelltheit und der eigenwilligen Fantasie eines Kindes zu betrachten. Zumindest versuche ich in meinen Geschichten, den Dingen auf eine ähnlich pure, direkte und fantasievolle Weise zu begegnen, wie Kinder das oft tun. Ich glaube, man kann dem Wesentlichen so sehr nahe kommen. Im glücklichsten Fall lassen sich Eltern genauso wie Kinder dadurch berühren und fürs Zuhören, Selbstlesen oder Vorlesen begeistern.

Wie schaffen Sie es, sich so in Ben einzufühlen?

Ben hat mir einfach Spaß gemacht, weil er viele Eigenschaften miteinander verbindet. Er ist fantasievoll, neugierig, frech, gutherzig, feinfühlig und ein Querdenker. Eine vielschichtige Figur nimmt einen beim Schreiben dann auch ein bisschen an die Hand. So ging es mir jedenfalls mit Ben. Natürlich haben mich auch einige Erlebnisse aus meiner eigenen Kindheit inspiriert. Ich kann mich zum Beispiel noch sehr gut daran erinnern, dass meine Fantasie bei Arztbesuchen genauso mit mir durchging wie das bei Ben der Fall ist.

Hatten Sie selbst als Kind ein Haustier? Vielleicht sogar eine Schildkröte?

Eine Schildkröte hatte ich tatsächlich. Zwei sogar. Aber wirklich wohl haben sie sich bei uns nicht gefühlt. Irgendwann haben wir sie dann heimlich im Zoo bei ihren Verwandten ausgesetzt. So etwas würde Ben mit Herrn Sowa natürlich nie tun.

Welche Kinderbücher haben Ihnen als Kind gefallen? Hatten Sie einen Lieblingsautor?

„Pu der Bär“ von Alan Alexander Milne war für mich ein tolles Buch. Oder auch „Lari Fari Mogelzahn“ von Janosch. Die Figuren in beiden Büchern sind wirklich besonders. Ich glaube, ich habe sie damals vor allem auch deshalb gemocht, weil meine Eltern sie so lebhaft vorgelesen haben. Ihre Stimmen für Pu und Ferkel oder den Nussknacker habe ich heute noch im Ohr. Selber gelesen habe ich als Kind wenig. Ich wollte lieber zuhören. Dabei habe ich mir nie die Frage gestellt, welchen Autor ich am liebsten mag. Für Kinder stehen ja die Geschichten im Vordergrund. Und das ist auch gut so.

Sie sind ausgebildeter Schauspieler. Schreiben Sie Texte, die man vor allem vorlesen sollte?

Das Schreiben ist für mich ein sehr lebendiger, fast schauspielerischer Prozess. Die Szenen laufen wie ein Film in mir ab und ich bin mittendrin. Ich komme meinen Figuren so sehr nahe. Das macht Spaß und ist im Ergebnis für mich selbst oft überraschend, weil ich den Figuren erst einmal viel Freiraum zum Handeln gebe, bevor ich die Szenen dramaturgisch und inhaltlich genau zusammensetze. Insofern fände ich es schön, wenn sich meine Freude an lebhaften Szenen und Charakteren auf den Vorleser überträgt. Aber bestimmt kann man meine Geschichten auch im Stillen genießen.

Wann haben Sie begonnen zu schreiben?

Das ist gar nicht so lange her. Angefangen hat es vor ein paar Jahren mit einem Theaterstück für Erwachsene, das vom Suhrkamp-Verlag verlegt wird. Ich habe aber schnell gemerkt, dass ich Kinderbücher schreiben möchte. Mich fasziniert die kindliche Fantasie, die für mich Ausdruck

größtmöglicher Freiheit ist. Und ich halte es für wesentlich, Kindern ein feines Gespür für ihre Umwelt mit auf den Weg zu geben. Dazu will ich meinen Teil beitragen. Vielleicht ist es einfach auch so, dass ich die kindliche Seite in mir beim Schreiben weiter ausleben möchte.

Was ist Ihr nächstes Projekt?

Das möchte ich noch nicht verraten. Wenn ich Stoffe entwickle, ist das noch ein ganz privater Prozess. Aber es wird weitere Bücher geben. So viel ist sicher. Und das nächste Buchprojekt bei Thienemann ist ja schon auf den Weg gebracht. Ich freue mich ganz besonders auf die abenteuerliche Vorlesegeschichte „Wir sind nachher wieder da, wir müssen kurz nach Afrika“, die im nächsten Frühjahr erscheint.

Inhalt

[Cover](#)

[Buchinfo](#)

[Autorenvita](#)

[Titel](#)

[Herr Sowa und ich tauchen ab](#)

[Wenn mein Bruder Staudämme baut ...](#)

[Nachtangeln](#)

[Ein Indianer kennt keinen Schmerz](#)

[Unsere neuen Nachbarn sind Mädchen](#)

[Das Schnellsein und das Langsamsein](#)

[Mein Opa sieht auch im Dunklen](#)

[Ein Indianer ist lieber zu zweit](#)

[Eine Schildkröte ist eine Schildkröte](#)

[Die Welt ist über Nacht gewachsen](#)

[Impressum](#)

